

Münchener Oktoberfest.

München, Ende Septbr. Und wieder singen da draußen die Weiber, wieder rufen und brüllen die Mäuler, und wieder sind täglich alle Wälder, alle Bierpässe bis auf den letzten Nagel besetzt.

Wenn während des Jahres vom Oktoberfest gesprochen wird, dann lächeln wir und meinen, daß es eigentlich für unsere Gäste vom Lande sei, als wollten wir uns als Großstädter ob dieses großen Jahrmartens entschuldigen. Wir teilen während der anderen Zeit sogar schon den grünen Plan in Bauzellen auf — in Magistralabteilungen, wie in erregten Stammtischgesprächen; und wenn ein Fremder die Wälder im August schon wachen sieht, so suchen wir angestrengt seine Blicke auf die nahen Bauten der Gewerkschau zu lenken.

Englich sieht diese Stadt des Vergnügens fertig da. In den nächsten Tagen soll sie eröffnet werden. Kein als kritisch veranlagte Menschen beschließen wir, sie zu durchwandern, um nach dem Rechten zu sehen.

Und dabei geschieht alljährlich dieselbe Wandlung in uns; da wir den Festplatz erblicken, da wir uns selbst noch als Oppositionelle mitten unter dem Strom von Raib-Genossen befinden — da beginnt es uns doch ein wenig ob der Größe der Anlage, ob der Stärke des Lärmes zu imponieren.

Wie meditieren, wir denken angestrengt nach, wie vielen Hunderten von Menschen dieser vierzehntägige Festzeit Arbeit und Brot gibt, wie viel Hoffen in den Augen all' dieser Wälderbesitzer und Hauswörter steht — und fühlen uns als wehrlose Menschen besetzt, aber noch immer nicht überlegt.

Oktoberfest-Kummel! Selbstgeüht sieht die lange Reihe der Bieraussehensbauten dar, die jeder Witterungslaute tropfen, die vielen Tausenden ein Dach und manche Wälder bieten können, umgeben von schnell aus der Erde gestampften, mit riesigen Hölzern bestellten Gärten. Trinken sind alle Plätze dicht besetzt. Die drallen Kellnerinnen in phantastischem Festschmuck schieben die Arme voll Bierkrüge einher. Vom Rhythmus tönen die Weisen der Kapelle, Chorlieder erschallen — Menschen drängen und stoßen sich durch die Gänge, Schweinswürstel, am Noth gebroten, entfinden ihren Duft überallhin, und die gemodernte Spannung wird im Triumph als Lokartikel durch den Saal getragen. Rängs der Wände laufen, sorgsam durch Eingänge markirt, die Vögel und Rauben für die Stammtische und Vereine.

Draußen reißt sich Wade an Wade, Straßen an denen fliegenden Stand neben fliegendem Stand steht, ausgehäut mit Lebensmitteln! Dann folgen die Haupttreiben mit den Jahrmarktsbuden; noble, neue, oft sogar künstlerische Bauten, deren Attraktionen ihren Besuch wegen der sinnvollen Maschinen haben, kleine Zirkusse, Kinetoskopen, Schießbuden, Völkerkugeln, Anormitäten und dergleichen stehen die Straßenhändler mit den neuesten Nichtigkeiten, die reißend abgehen. Alles ist hier vertreten, von der Anfahrtskarte bis zur Imitation der ewig wackelnden Gans.

Und alle Jahre wächst und vergrößert sich das Fest. Die Bauleitung hat Mühe, den zur Wiefe drängenden Hieranten neue Plätze anzuweisen.

Das Oktoberfest hat seine mehr als hundertjährige Tradition, aber es hat verstanden, mit der Zeit zu gehen. Hauptattraktionen sind heute ganz moderne Schaustellungen, die ohne Maschine und Elektrizität nicht bestehen können; sie sind meist nicht in München geboren, wie der Lunaball, wie der urzeitliche Taubboden, wie der Zirkus Schumann, wie die Völkerkugeln „Tripolis in München“, wie die zusammengekauften Zwillinge und Schweizer Käse mit ihrem Rind. Sie sind schon in anderen Städten gewesen und sparen sich ihren Münchener Besuch nur zu diesem Feste auf.

Und so kommt es, daß der Münchener einmal im Jahre in vierzehn Tagen nachholen muß, was andere Großstädte an ähnlichen Dingen in einem ganzen Jahr zu sehen bekommen.

Ueberblickt man das Vielvergnügungsprogramm der Festwoche, das hauptsächlich ein Extrakt aller Volksergnügnisse der Welt ist, so kann man dabei auch die Volkspolizei in ihrer ganzen erfreulichen Kapazität studieren. Denn erst muß man zum Laden und zum Schauern Zeit sein, muß alle bunten Alltagsgedanken ablegen, ehe man hier genießen kann. Was laßt sie am meisten, auf was fallen sie immer herein? Vor allem ist es das Fremdländische, das sie anzieht. Menschen aus anderen Gegenden, wo es keine hohen Wirtshäuser, keine Weidwürste, kein Bier gibt, wo die Trabanten nicht dahinsinken: die muß man gefehen haben. Dann sind es immer Zwerg- und Riesen - Leuten, die über oder unter das Normale gewachsen sind, die bekannenswerth erscheinen. Und gar Naturwunder! Dinge, die anders ausfallen, als sie sollten. Wer wollte in vorgerückter Stunde als edler Mann nicht auch seinen Wuth zeigen, und sich in Herzenswäldern, in verzauberten Wäldern, zu Tob und Zerkel hineinwoogen, zumal, wenn er weiß, daß alles lit ist.

Es lebe die Kraft und der Muth und die Geschicklichkeit. In Stunden nat-

der die renommiert man mit ihnen am liebsten. Ob man schießen kann, ob man überhaupt ein Gewehr halten kann? glauben Sie! Man ist direkt ein Wirtshausgast. Welche Orden werden auch bald die Brust des Kunstschützen lobnen. Wie vieles, was man sich sonst nicht leisten kann, wird einem da in anderer Form vorgekauft. Ein Reittier ist eine tollepietische Sache, aber für 50 Pfennig kann man im Hippodrom den Damen und den Herren der Begleitung schon als Gelegenheitsreiter imponiren! Auch der Flugsport ist schön, aber man muß Geld und Zeit haben, um sein Leben riskiren zu dürfen. Auch dafür ist Ersatz in Menge da. Man bestiegt die Aereoplan - Karusselle, gibt eine Kleinigkeit und weiß todtlich, daß man vom Boden wegkommt, die freisprungeliche Schiffe besetzt und sich nicht das Genick brechen kann.

In den theuren Zeiten ist der Ritzzettler der braven Hausfrau ein wenig monoton geworden: Das Hübn im Topfe ist ein rares Ding. Dello schwarzenlandähnlicher erscheint dem Wiesenbesucher die Aeneue der Güllnerbratereien, wo sich ganze Kompagnien von „Hendel“ knusprig goldbraun am elektrisch betriebenen Spieß drehen. Auf offenem Kohlenfeuer braten die Fische und die Fletschhude. Wenn lit es da zu verzagen, wenn er sein Geld nicht aufschaut und seinen Appetit am solch einem fettigen Kannibalenbraten füllt?

Die theuren Zeiten machen betriebfam und erfindertisch, lassen manchen an einen solchen Nebenberuf denken. Gerade am Oktoberfest kann man das wieder sehen.

Da humpeln alle Weiblein herum, von Tisch zu Tisch mit einem Körbchen Brot oder Bregeln, mit einer Schüssel voll Rabieschen, mit Anfahrtskarten. Geduldig stellen sie sich auch in ganzen Reihen vor die Eingänge zu den großen Wirtshäusern, damit der, der sie betritt, ja gleich vorher bei ihnen seinen Brot- und Rundbrot hat.

Die italienischen Modelle von der Akademie dienen neue italienische Klüßer, der Hausnecht von der nächsten Straße holt sich einen Schein und schleppt eine Dejmalmade auf den Festplatz; vielleicht läßt sich einer für ein „Hünkel“ bei ihm wiegen, vor und nach dem Wiesenbesuch. Kurz bevor ein wenig petuniar befestigt zu sein. Darum soll München ruhig sein Oktoberfest weiter abhalten. Tausende leben davon, Tausende freuen sich darauf, und die paar Hundert, die darauf schimpfen, die sind im Einklange alle draußen zu treffen. Man muß nur gegen sechs, wenn die Bureaus schließen, einmal beobachten, wie die Menschen hinausströmen: Herr Grundbauer, der Köppler, genau so wie Bruder Leichmann und der alte Münchener Privatier ebenso wie der vierher verslagene Norddeutsche oder Ausländer. Im Jahrbücher der Arbeit braucht man sich einige Stunden lang naider Lebensfreude nicht zu schämen, sie pulvern das Blut auf, machen jung und frisch und spornen zu neuen Arbeitsthaten an. Denn es wird trotz alledem trotz Oktoberfest, trotz Märzgebier und Huhn am Spieß auch in München gearbeitet, sonst wäre das Geld für das Vergnügen gar nicht da.

Der bulgarische Volkscharakter.

Von Adolf Strud.

Die Bulgaren nehmen unter den slavischen Völkern der Balkanhalbinsel eine Sonderstellung ein. Trotz der bescheidenen Rassenmischung, die durch das Aufgange vieler fremden Elemente im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangen ist, entbehrt das Bulgarenvolk nicht charakteristischer physiognomischer Merkmale, die es ermöglichen, sie auf den ersten Blick zu erkennen und von den übrigen, gewiß nicht minder unreinen Volksgruppen zu unterscheiden.

Nicht mehr als mittelgroß ist der Durchschnittsbulgare, kraftvoll im Körperbau, mit scharfen und hartem Zügen. Gerade in der äußeren Erscheinung unterscheidet er sich wesentlich von den Griechen und besonders von seinen westlichen Nachbarn, den Serben. Letztere gelten ohnedies als der schönste Menschenschlag der Balkanhalbinsel, denn ihr Körper ist schlant gewachsen, elastisch u. grazios; die Gesicht ist oval und von heller Hautfarbe, ja es zeichnen sich durch harmonische Züge aus. Mund und Nase haben feineren edlen Wuchs, die Augen sind feurig, der spärliche Haarwuchs blond. Ein geregelt Leben, das durch mancherlei Entfagungen und durch eine natürliche Abkühlung gefördert wird, sichert den Bulgaren ein hohes Alter, das sie stets mit gleicher körperlicher und geistiger Frische zu erreichen pflegen, immer unter den gleichen Pflanzgenheiten, unter den gleichen Pflichten und Lasten.

Wenn wir uns nun den geistigen Eigenschaften der Bulgaren zuwenden, so fällt uns vor allem ihr Arbeitsvermögen auf, das sie von den übrigen Balkanländern vortrefflich unterscheiden. Unermüdblich, mit Ausdauer und starrer Berechnung gehen sie bedächtig und schweigend an ihre Tagesarbeit; sie besessen sich mit Vorliebe mit Ackerbau und Viehzucht. Das Zurückhaltende und Jaghafte, das den Bulgaren so sehr auszeichnet, findet in dem hohen Grade von Intelligenz, die ihnen eigen ist, einen Ausgleich. Dieser Intelligenz und Auffassungsgabe haben

se ohnehin die rasche Entwicklung ihrer Kultur zu danken. Eine gewisse Grundlage ihres Charakters liegt in ihrem Eigennutz, der sie gemüthlich, sparsam und misstrauisch erscheinen läßt. Zu dem Geize, der eine natürliche Folge dieser Anlagen ist, gesellen sich aber die Tugenden der Enthaltensart, Nüchternheit und Bescheidenheit. Es ergibt sich bei ihnen somit eine gewisse Kenglichkeit, eine Furcht vor dem Geize, die ihnen jenen Grad der Offenheit und Ehrlichkeit gewährt, die viele südländere Völker so sehr entbehren. Andererseits kann den Bulgaren nicht vorgehalten werden, daß ihre Fürstenthümer im Angesichte des Geizes zur Freiheit ausgeartet wäre. Allerdings bauen sie ihre Energie hauptsächlich auf die hinterlistig auf, und sowohl in ihrer älteren Kriegesgeschichte, als auch bei den jüngeren Ereignissen haben sie es häufig genug dargebracht, daß sie trotz aller Tapferkeit und Leistungsfähigkeit ihr Heil in jeder anderen Kampfsart eher suchen, als in dem Angriffe auf offenen Felde. Doch den Bulgaren ein gesundes Nationalgefühl völlig abgeht, findet seine Erklärung in der Jahrhunderte langen Anechtung. Die Wiedererrichtung des bulgarischen Staates hat allerdings das Nationalbewußtsein innerhalb der Grenzpfähle neu belebt und gehoben. Der Segen der plötzlich verliehenen übermäßigen Freiheit hat natürlich auch bei diesem aus der Lethargie erwachenden Volke die vielen Fehlergeheimnisse, wie bei den Griechen, aber außerhalb Bulgariens nicht man bedauerlicherweise auf einen abstoßenden Gleichmut, auf eine fast unerklärliche Indifferenzlosigkeit für nationale Dinge. Ihnen ist es zuzuschreiben, wenn der magedonischen Frage so häufig Wendungen gegeben wurden, die eine völlige Unwissenheit in der Beurteilung der nationalen Zusammenhänge betrafen. Hier hatten weder die Lehrkräfte der Schulen, noch die Agenten der Propaganda eine schärfere, dauernde Wandlung zum Besseren erreichen können, während im Fürstenthum selbst die Intelligenz die erfreulichsten Fortschritte machte. Die Bulgaren erscheinen hier als ein strebendes, bildungsbegehrtes Volk, das nicht dem Britenreide als Kolonie angehört. — Daß sich unter den zahlreichsten Deutschen Johannesburgs viele „Genossen“ befanden, war nicht auffallend; daß sich diese bei dem gänzlichen Fehlen eines deutschen Klubs zusammenfanden und einen sozialdemokratischen Verein gründeten, sprach nur für ihr ausgeprägtes Solidaritätsgefühl, und daß sie sich bei der vorgezogenen Taube auf die radikale Bezeichnung „Freie Republik“ einigte, konnte man wohl mehr als den Ausbruch der Erfüllung ihres Ideals als des Strebens nach ansehen. Denn kein Staatsanwalt und keine politische Polizei störte ihre „Meetings“, welche Abend für Abend in „Der German Beerhall“ am Market Square stattfanden und wo manch böses Wort über die vermaledeite Burenwirtschaft fiel.

Deutsche Landleute im Auslande.

Von Karl Brauer.

I. Die freie Republik.

Die sozialdemokratische Vereinigung „Freie Republik“ existirt bereits, als Transvaal selbst noch Anspruch auf dieses stolze Epitheton erbob und noch nicht dem Britenreide als Kolonie angehört. — Daß sich unter den zahlreichsten Deutschen Johannesburgs viele „Genossen“ befanden, war nicht auffallend; daß sich diese bei dem gänzlichen Fehlen eines deutschen Klubs zusammenfanden und einen sozialdemokratischen Verein gründeten, sprach nur für ihr ausgeprägtes Solidaritätsgefühl, und daß sie sich bei der vorgezogenen Taube auf die radikale Bezeichnung „Freie Republik“ einigte, konnte man wohl mehr als den Ausbruch der Erfüllung ihres Ideals als des Strebens nach ansehen. Denn kein Staatsanwalt und keine politische Polizei störte ihre „Meetings“, welche Abend für Abend in „Der German Beerhall“ am Market Square stattfanden und wo manch böses Wort über die vermaledeite Burenwirtschaft fiel.

Während in den entlegenen Gebieten Armuth herrscht, haben die Bulgaren in den entwickelten Gegenden einen gewissen Wohlstand erreicht. Der gewöhnliche Mann, der durch die Hebrarbeit in Anspruch genommen ist, blickt nur wenig aus seinem beschränkten Horizont heraus. Noch vor 20 Jahren lag ganz Bulgarien in einem Zustande tiefer Anechtung; der Rückstand in der Bildung und Kultur war so erschreckend, daß man mit Generationen rechnen mußte, um das degenerirte Volk aus seiner Verumpfung wieder herauszuwecken. Viel schmerzlicher, als man es erwartet hatte, vollzog sich indessen die Kräftigung der Rasse und der Aufschwung, den wir bewundern müssen. Von den Bulgaren, die arbeiten und aufnahmefähig sind, hatte man eine nur untergeordnete Meinung, sie schienen nur zu niederen Diensten geeignet.

Zu Tausenden wanderten sie damals, zu noch heute, alljährlich nach allen Richtungen der Halbinsel aus, um hoch als Zimmerleute und Maurer zu beschäftigen, und in diesen Eigenschaften waren sie brauchbare, begehrte Arbeiter. In der Heimath waren sie Kaufleute, Handwerker und gehörten sonst auch noch anderen Berufsständen. Heute indessen hat sich nicht nur die einheimische Landesproduktion gebildet, nicht allein die Landwirtschaft ist durch die begonnene Modernisirung der Arbeitsweise gänzlich beeinflusst worden, auch in den Ortschaften, die sich seitdem zu Städten vergrößert haben, ist eine neue Industrie entstanden, das Arbeitsgebiet ist erheblich vergrößert worden und an Unternehmungen, die dem Lande zur Ehre gereichen, seine Leistungsfähigkeit mit jedem Jahre steigert, fehlt es längst nicht mehr. So haben die Bulgaren in einer kurzen Spanne Zeit, allein durch die Entfaltung ihrer geistigen Eigenschaften und durch die Ausübung der Strapazenwirtschaft der Äcker, auf so verblüffende Fortschritte hinzuweisen, daß ihre geistigen Eigenschaften, aber auch ihr physisches Vermögen sich auf das Deutlichste offenbaren.

Eine besondere Rolle spielen die bulgarischen Frauen, deren Erscheinung oft um vieles gefälliger ist, als die der Männer. Auch sie sind viel kleiner als der übrige Menschenschlag auf dem Balkan, aber um so fröhlicher und widerstandsfähiger. In der Thalebene von Sofia trifft man die gefälligsten Formenregelmäßigkeit, während man durch das magedonischen Charakter haben und bei ihnen die gefälligen Erscheinungen zu den Seltenheiten zählen. In den Gebirgslandschaften, wo ein rauhes Klima, Entfagungen und eine erhöhte Arbeitsleistung größere Anforderungen an

den Körper stellen, sind die bulgarischen Frauen ungleich, schwere Geheften, mit großen Händen und plumponen Füßen, massiven Weinen und bidem Halse. Die Hautfarbe ist dunkel, das Gesicht aber fast ausdruckslos und entbehrt eines gefälligen charakteristischen Zuges, während das rauhe Haar schwarz ist und die kleinen Augen ein stehendes Feuer verbergen. Allerdings wirken die Frauen mehr durch ihre schöne bunte Tracht, durch ihren Pug und durch die Art, wie sie sich geben, als durch ihr physisches Aussehen. Geistig steht die Frau auf einer sehr niedrigen Stufe; bezeichnend ist ihre Unkenntnis in Dingen, die gerade Bezug auf ihren unmittelbaren Wirkungskreis haben. Sonst aber lennenzeichnen sie sich sehr vortrefflich durch Milde, Güte und Klugheit, durch große Liebe zu den Kindern, we dem auch der Zusammenhalt von Mann und Frau, das Familienleben überhaupt eine der großen Lichtseiten des bulgarischen Volkes darstellt, in härtestem Gegenlicht immerhin zu der äußerlich untergeordneten sozialen Stellung, die die Frau im Orient überhaupt einzunehmen gewohnt ist. Liegt ihr doch nicht allein die Pflege und Wartung der Kinder ob, die Besorgung der niedrigsten Hausarbeiten, sie muß vielmehr auf Hof und Feld die Thätigkeit des Mannes unterstützen. So will es oft scheinen, als ob die Frau in einem nur identischen Verhältnis zum Manne steht. Der Kindersegen ist groß, aber von einer eigentümlich gestellten Erziehung weiß die Schule erlernt werden, die ohnehin mancherlei Hausfünften zuzumachen hat.

Deutsche Landleute im Auslande.

Von Karl Brauer.

I. Die freie Republik.

Die sozialdemokratische Vereinigung „Freie Republik“ existirt bereits, als Transvaal selbst noch Anspruch auf dieses stolze Epitheton erbob und noch nicht dem Britenreide als Kolonie angehört. — Daß sich unter den zahlreichsten Deutschen Johannesburgs viele „Genossen“ befanden, war nicht auffallend; daß sich diese bei dem gänzlichen Fehlen eines deutschen Klubs zusammenfanden und einen sozialdemokratischen Verein gründeten, sprach nur für ihr ausgeprägtes Solidaritätsgefühl, und daß sie sich bei der vorgezogenen Taube auf die radikale Bezeichnung „Freie Republik“ einigte, konnte man wohl mehr als den Ausbruch der Erfüllung ihres Ideals als des Strebens nach ansehen. Denn kein Staatsanwalt und keine politische Polizei störte ihre „Meetings“, welche Abend für Abend in „Der German Beerhall“ am Market Square stattfanden und wo manch böses Wort über die vermaledeite Burenwirtschaft fiel.

Während in den entlegenen Gebieten Armuth herrscht, haben die Bulgaren in den entwickelten Gegenden einen gewissen Wohlstand erreicht. Der gewöhnliche Mann, der durch die Hebrarbeit in Anspruch genommen ist, blickt nur wenig aus seinem beschränkten Horizont heraus. Noch vor 20 Jahren lag ganz Bulgarien in einem Zustande tiefer Anechtung; der Rückstand in der Bildung und Kultur war so erschreckend, daß man mit Generationen rechnen mußte, um das degenerirte Volk aus seiner Verumpfung wieder herauszuwecken. Viel schmerzlicher, als man es erwartet hatte, vollzog sich indessen die Kräftigung der Rasse und der Aufschwung, den wir bewundern müssen. Von den Bulgaren, die arbeiten und aufnahmefähig sind, hatte man eine nur untergeordnete Meinung, sie schienen nur zu niederen Diensten geeignet.

Zu Tausenden wanderten sie damals, zu noch heute, alljährlich nach allen Richtungen der Halbinsel aus, um hoch als Zimmerleute und Maurer zu beschäftigen, und in diesen Eigenschaften waren sie brauchbare, begehrte Arbeiter. In der Heimath waren sie Kaufleute, Handwerker und gehörten sonst auch noch anderen Berufsständen. Heute indessen hat sich nicht nur die einheimische Landesproduktion gebildet, nicht allein die Landwirtschaft ist durch die begonnene Modernisirung der Arbeitsweise gänzlich beeinflusst worden, auch in den Ortschaften, die sich seitdem zu Städten vergrößert haben, ist eine neue Industrie entstanden, das Arbeitsgebiet ist erheblich vergrößert worden und an Unternehmungen, die dem Lande zur Ehre gereichen, seine Leistungsfähigkeit mit jedem Jahre steigert, fehlt es längst nicht mehr. So haben die Bulgaren in einer kurzen Spanne Zeit, allein durch die Entfaltung ihrer geistigen Eigenschaften und durch die Ausübung der Strapazenwirtschaft der Äcker, auf so verblüffende Fortschritte hinzuweisen, daß ihre geistigen Eigenschaften, aber auch ihr physisches Vermögen sich auf das Deutlichste offenbaren.

Eine besondere Rolle spielen die bulgarischen Frauen, deren Erscheinung oft um vieles gefälliger ist, als die der Männer. Auch sie sind viel kleiner als der übrige Menschenschlag auf dem Balkan, aber um so fröhlicher und widerstandsfähiger. In der Thalebene von Sofia trifft man die gefälligsten Formenregelmäßigkeit, während man durch das magedonischen Charakter haben und bei ihnen die gefälligen Erscheinungen zu den Seltenheiten zählen. In den Gebirgslandschaften, wo ein rauhes Klima, Entfagungen und eine erhöhte Arbeitsleistung größere Anforderungen an

gen lud man alles, was deutsch flüßlich, zu einem großen Festkommer ein, dazu die Spigen der englischen Behörden und die fremden Konsulatsvertreter. Auch die „Freie Republik“ hatte eine Einladung erhalten und darent angenommen. Sie erschien in corpore, mit Hein und Soetebeer an der Spitze. Wohl an die fünfshundert Festtheilnehmer hatten sich versammelt, und der Kommer nahm, wie ich gleich bemerken möchte, einen glänzenden Verlauf, von einer kleinen Störung abgesehen, welche sich gleich zu Beginn ereignete, und deren Urheber Hein Soetebeer war. Und das war so gekommen: Man hatte an langen Tischen Platz genommen, und natürlich auch Hein Soetebeer mit seinen Freunden. Ein jeder fand vor sich ein großes Glas Bier und ein für diesen Tag zusammengestelltes Kommerbüchlein, dessen Umschlag auf schwarz-weiß-rothem Grunde das Bild des Kaisers schmückte. Auf der ersten Seite war die Reihenfolge der Festreden angegeben.

„Das ist ja ganz müßlich ut“, meinte Kritisch Butensöhön zu seinem Intimus und Nachbar Hein Soetebeer, und beide gingen behutsam den Inhalt des Büchleins durch. Aber schon auf der ersten Seite verfinsterte sich Hein Soetebeers Festtagsgesicht: irgend etwas in dem Biechchude hatte sein ernstes Mißfallen erregt. Kurz entschlossen erhob er sich, ging zum Klubpräsidenten, welcher den Kommer leitete, und bat um Gehör. „Entschuldig Sei man, Herr Präsident, das ist borten bed; aber was hier in diese lütte Boof steht, will mich nicht so recht an, um vor mit woll en Verbeihn passirt sin.“

„Wo brennt es denn, Herr Soetebeer? Reben Sie man frei weg!“ „Ja, sein Sei, Herr Präsident, wir fiern hüt den Geburtstag von uns Kaiser, um dor woll mit dat nich an, dat Eberard tauert hochzeiten füll un dat uns Kaiser jert klümt, wenn der Engländer sin Deil weg berrt; wo doch nu mal Wilhelm sin Geburtstog ist.“

„Ja, das ist nun mal so, mein lieber Soetebeer; wir leben hier in einem fremden Lande, und da müssen wir zuerst des Landesherren gedenken, unter dessen Schutz wir unser Fest feiern. So verlangt es die Etikette.“ „Na, Herr Präsident, denn man mag für ungoet. Wenn Sei dat seggt, denn ward dat so schon sin Richtigkeit haben, un mit der Getette weit id ja ool sein Verbeih.“

Hein Soetebeer lehnte kopfschüttelnd auf seinen Platz zurück. Die feste Zuversicht, bei seinen Genossen mehr Verständniß für seine Sorgen zu finden, tröstete ihn. Sie enttäuschten ihn nicht, und man war wie immer einer Meinung. Der Klub - Präsident mochte sich damit brüsten, die „Freie Republik“ überleget zu haben, überzeugt hatte er sie nicht. Im letzten Verließ der Kommer ohne jegliche Störung.

2. Balthasar Hagedorn.

Man mag über die Portugiesen in ihren Kolonien denken wie man will — mir sind sie in den Jahren, welche ich unter ihnen zubradete, gewiß nicht unympathisch geworden — aber aus Billigkeitsrücksichten darf man den Fall Hagedorn nicht auf ihr Schuldbonto setzen. — Der Portugiese betriecht sich nun einmal nicht, und hieraus erklärt sich sein Unvermögen, als die feinen Nuancen des Beschädigtseins zu untercheiden, geschweige einem Betrunknen die ihm gebührende liebevolle Behandlung zuteil werden zu lassen. Der Fall Hagedorn ist gerade hierfür ein typisches Beispiel.

Balthasar Hagedorn hatte sich wieder einmal gründlich betrunken. Wer ihn von den Deutschen in Lourenco Marques persönlich kannte — und das waren nicht viele — schilderte ihm als einen etwas menschenstehen, sonst aber sehr verträglichen und bescheidenen Menschen, der sich sein Brot nothdürftig als Geometer verdiente. Seine einzige Leidenschaft war der Alkohol, allerdings nicht als täglicher Bedarf. Balthasar Hagedorn war, um kurz zu sein, ein Quartalskäufer, und zwar ein richtiggehender; genau nach dem Kalender. Drei volle Monate pflegte er zu fasten. Dann kam aber der große Tag, an welchem er sein hauschöpf angehängtes moralisches Plus durch eine reichliche Alkoholbereisung wieder der niederte. An jenem Tage nun, an welchem sich jener für ihn so peinliche Vorfall abspielte, hatte Balthasar Hagedorn seine Quartalsbilanz so gewissenhaft gezogen und wiederholt revidirt, daß er den Bandungssteg für seinen Nagelw anfang und zu der berechtigten Schlussfolgerung kam, an besten hier der Ruhe pflegen zu können. So legte er sich zwiischen den ersten Stützhalten am Strande nieder und schlief sofort ein. Stief wie eine Korbhade lag er da. Nur kurze Zeit hatte er so gelegen, als am Beamte der Capitania o Porto ihn fanden. Ein braud. In Anwesenheit des Kaisers trat er seiner wilden Erregung ungezügelt Lauf, nannte seine unglücklichen Kameraden unfähige Gesellen und Ignoranten und sprach davon, sie zu schießen zu lassen. Ich bewunderte den Kaiser, der inmitten dieser Verwirrung seine Ruhe zu bewahren wußte und nicht ein Wort des Vorwurfs gegen die Generale fand, die gefaselt worden waren.“ Und er, Napoleon, hat in diesem tragischen Augenblick seinen gefaselt, Narzentenden wüßigen

man ihn dort auf welchem Plüße gebellet und seinen Raub aller Klänge auslösen lassen. Man hielt ihn ja aber für todt und brachte ihn daher in die Leichenkammer. Hierauf sollte man die Armenfarg aus dem Schuppen. Daß Balthasar Hagedorn keine Baarmittel mehr bei sich trug, hatte die unschlagige Hospitalverwaltung längst bemerkt. Seine letzten hundert Reis hatte Balthasar Hagedorn natürlich „liquidiert“. Die einzigen Werthgegenstände waren seine Kleidung, und um für alle die Mühe und Arbeit wenigstens etwas Entschädigung herauszuschlagen, zog man ihm diese aus. Nothdürftig mit seiner eigenen Haut bekleidet, lag Balthasar Hagedorn im Armenfarg. Dieser Armenfarg war ein rührendes Zeugniß behördlicher Sorgsamkeit. Durch eine ebenso einfache wie sinnreiche Vorrichtung erlaubte er eine unbeschränkte Verwendbarkeit: der Boden war als Falltür eingerichtet. Anstatt den Sarg in die Gruft zu senken, brauchten die Leichenträger ihn nur darüber zu halten, den Klappboden zu öffnen und den Leichnam herausfallen zu lassen. Den Sarg brachte man natürlich wieder zurück.

Also geschah es mit Balthasar Hagedorn. Was aber der immerhin unfauste Transport seiner Person und der Mangel jeglicher schützenden Kleidung nicht hatte bewirken können, besorgte dieser harte, aber für ihn glückliche Sturz in die Tiefe des Grabes. Balthasar Hagedorn wurde mit einem Schlege nuchtern. Er rih einseitig die Augen weit auf und stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Ehe sich die Leichenträger von ihrem Schreden erholt hatten, war er aus der Gruft gellertert und im wilden Galopp zur Stadt gerannt. — Leider sollte seine Freiheit nicht von langer Dauer sein. Auch in den Tropen fällt ein Europäer unangenehm auf, dessen Kleidung sich durch paradisiische Einfachheit auszeichnet. Man nahm Balthasar Hagedorn fest und verurtheilte ihn wegen „groben Unfugs“ zu einer Geldstrafe von dreihundert Reis. Dreihundert Reis haben zwar nur einen ungebührlichen Werth von 100 Mark, stellen aber für Balthasar Hagedorn eine unerhörliche Summe dar. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sie abzuhängen. Man empfand diese Strafe allgemein als hart und unbedient.

Im französischen Hauptquartier nach Wörth.

Den Abend des 6. August 1870 im französischen Hauptquartier schiedert in padenden Bildern Emile Ollivier in dem neuen Bande seines Gesichtsbuchers, der in den nächsten Tagen erscheint. MacMahon ist in Wörth im Hauptquartier eine enblose Kette dramatischer und sensationeller Nachrichten. Am Morgen geht in der Umgebung Napoleons das Gerücht von einem großen Siege, der ertrungen sei; um 10 Uhr folgt ein Telegramm MacMahons: „Wenn Frühlich zu mir kößt, könnte ich die Offensive ergreifen.“ Um 1 Uhr meldet Froffard: „Ich werde heutig angegriffen.“ Um 3 Uhr ein Telegramm des Bahnhofspostleiters von Reichshofen: „Man weidit zurück, ich reite mich.“ Dann noch, gegen 5 Uhr, ein Hoffnungsstrahl, Froffard meldet: „Der Kampf scheint nachzulassen, ich hoffe Herr des Terrains zu bleiben.“ Zwei Stunden maßloser Aufregung und Spannung, bis endlich um 7 Uhr das Prälimdium der Wahrheit und der Wirklichkeit einsetzt. Froffard scheidt durch den Draht den Berzeugungsruf: „Ich bin umgangen, gezeungen, mich auf die Höhen zurückzuziehen.“ Um 1/2 9 Uhr Abends trifft im Hauptquartier Napoleons MacMahons tragische Meldung ein: „Heute Morgen um 7 Uhr wurde ich von sehr starken Kräften angegriffen. Ich habe die Schlacht verloren; wir haben große Verluste an Menschen und Material erlitten. Der Rückzug wird soeben ausgeführt.“ Und dazu, ein böses Omen, ein Satz, der Schlimmes durchblicken läßt: „Inferre Leute haben den größten Theil ihres Gepäcks verloren.“

Wie wird die Hubschopf im Hauptquartier des Kaisers der Franzosen aufgenommen? Kein Entsetzen, keine Panik, ja nicht einmal Bestürzung, nein, Schlimmeres: völliger Zusammenbruch, Vergehung, man ist vernichtet. Die Offiziere in der Umgebung des Kaisers, die Generale, finden nicht jene starrte Festigkeit, mit der Soldaten im Kriege unglückseligsten ertragen müssen. Die sinnlosesten Gebanken werden laut.

Am schlimmsten von allen bemahm sich General Lebrun, der vom Theil für das Unglück verantwortlich ist, der Mann, der hinter der Kulisse den „Feldzugsplan“ suggerirte, der die Theorie der vertheilten kleineren Truppenmengen längs der Grenze durchgelegt hatte. „Uns jüngeren Offiziere“, so notirt Favoret de Reubred in sein Tagebuch, „machte er an diesem Abend den peinlichsten Eindruck. In Anwesenheit des Kaisers ließ er seiner wilden Erregung ungezügelt Lauf, nannte seine unglücklichen Kameraden unfähige Gesellen und Ignoranten und sprach davon, sie zu schießen zu lassen. Ich bewunderte den Kaiser, der inmitten dieser Verwirrung seine Ruhe zu bewahren wußte und nicht ein Wort des Vorwurfs gegen die Generale fand, die gefaselt worden waren.“ Und er, Napoleon, hat in diesem tragischen Augenblick seinen gefaselt, Narzentenden wüßigen

Berater zur Seite, alle um ihn her geben sich mehrlos ihrer Enimutigung und ihrer Wuth hin. Und nun kommen auch jene Herren zu Wort, die „alles voraussehen haben“, jene, die so possitiv Rath wissen, nur die Gefahren anderer Vorschläge hervorzuheben verstehen und immer recht behalten, weil sie nur kritiziren und nie handeln. Am bittersten ist die Kritik des Prinzen Napoleon; er schon nichts und niemanden und todt gegen die „Unteroffizierspolitik“, die Frankreich zum Kriege getrieben habe. Aber am tiefsten und größten ist der Pessimismus Napoleons, nur daß er seine Hoffnungslosigkeit hinter seiner eiserernen Maste unerschütterlicher Ruhe verbirgt. In dem kranken Körper erlitt in diesem Augenblick der letzte Funke von Willenstrost. Und in dieser Stunde padt ihm sein Gebanke, der im weiteren Verlauf der Ereignisse aus einem Unglück ein unaufhaltsam fortwirkendes Verhängniß machte. Er verliert das Vertrauen, Paris ist gefährdet, nur an Vertheidigung ist noch zu denken. Esch - Lothringen und die Champagne müssen dem Feinde getäumt werden: der Rückzug nach Chalons ist die einzige Rettung. Am 6. August ab ist das Napoleons Feter Gebanke; unter dem Druck der Umgebung scheint er manchmal darauf zu verzichten, aber immer wieder kommt er darauf zurück. Er ist nur schwebend unentschlossen, in Wirklichkeit will er nur eins: Mey verlassen und zurück nach Chalons.

In später Abendstunde beginnt die Verathung über die Forderungen der Allieirten. Sofort entwidert der Kaiser seinen Gedanken: er will sich zwischen den Feind und die Hauptstadt legen, sich erst in Mey und dann auf Chalons konzentriren. Und nun bricht jener stets latent vorhandene gewöhnliche verhängnißvolle Gegensatz zwischen Napoleon und dem Generalstabschef Leboeuf aus. Leboeuf, der für alles die Verantwortung tragen soll, widerspricht; der Kaiser habe sich in Mey schon zu lange verweilt, er gehöre in die Mitte seiner Truppen müsse selbst ziehen; der Rückzug auf Chalons sei Ohnmacht; in Gfah - Lothringen müsse Paris vertheidigt werden. Und er entwidert einen fähen Offensivplan, sofortige Sammlung, sofortiger Gegenangriff, die rasch vorgeführten deutschen Armeen mühten erschüttert sein, er will sie anpaden, ehe die in den Vogesen dringende Dritte Armee herbeikommt kann. Die Offensive sei die einzige Chance.

Der Plan ist kühn, aber der einzige Ausweg. Prinz Napoleon, der erst für Chalons war, stimmt nun bei, nur Napoleon ist nicht zu überzeugen. Alle Vorstellungen, Bitten und Gründe sind vergeblich. Er verweigert seine Einwürfe, es sei schwer, sofort Instruktionen zu geben; gegen 11 Uhr steht er plötzlich auf: „Auf morgen, meine Herren.“ Leboeuf überlegt einen Augenblick, dann kehrt er den Prinzen Napoleon: „Sie müssen noch einen letzten Versuch machen.“ „Nein, Sie sind Generalstabschef, Sie müssen noch einmal anfangen!“ Und Leboeuf eilt noch einmal zum Kaiser in dessen Zimmer: bald kehrt er wieder, völlig verzwweifelt, er hebt rathlos die Arme gegen den Himmel: „Es ist nichts zu erlangen!“ „Gehen wir schlafen“, sagt der Prinz, „jede Nacht wird mir wieder, diese Nacht noch nicht aufgehoben zu werden.“

Am nächsten Tage wird Napoleon von neuem bestimmt, weigert sich, giebt scheinbar nach, Leboeuf wird nach St. Aobd geschickt; in seiner Abwesenheit giebt Napoleon die Befehle zur Konzentration auf Chalons. Zwei Tage sind imwischen verloren. Als Leboeuf zurückkehrt, und von dem Geschehenen erzählt, telegraphirt er dem Ministerium seine Demission. Der Kaiser nimmt sie nicht an, Leboeuf denkt an Selbstmord, aber er hatr schließlich aus und übernimmt die Verantwortung für das, was er nie wollte, was er für den Ruin hielt, und was geschah, ohne daß sein Rath beachtet wurde.

Der kleine Fritz kommt von einer Kindergesellschaft nach Hause und erzählt, es wäre gar nicht mal gemein, Billi, der Gastgeber, hätte nicht mal erlaubt, daß man seine Spielfachen anrührt. „Wie ist so klein war wie Du“, sagt der Vater, „hätte ich mir das nicht gefallen lassen. Ich hätte meine Mühe genommen und wäre sofort gegangen!“

„Das hat sich seitdem geändert“, sagt Fritz, ich hab' ihm ein paar Dopsen gegeben und bin glücklich.“

Vertrauen. Der Zahnarzt mühtigte den Patienten in den Stuhl, sah die Zähne und sagte: „Der letzte Radkahn muß sofort heraus. Soll ich ihn so ziehen oder ist Ihnen eine kurze Veräubung mit Radkahn lieber, es dauert kaum 5 Minuten!“

„Ich will lieber betäubt werden“, sagte der Patient, griff in die Tasche und holte sein Fortimonia her aus.

„Sie können ja nachher bezahlen“, meinte der Arzt.

„Ich will ja gar nicht bezahlen, ich zahle nur mein Geld!“ sagte der Patient.

Die Stunde ist lang, das ist